

Querverlag

Sarah Mondegrin

Berlin am Meer

Roman

© Querverlag GmbH, Berlin 2006

Lektorat: Ulrike Schuff

Erste Auflage September 2006

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von Anja Müller.

Druck und Weiterverarbeitung: Druckhaus Köthen

ISBN 3-89656-133-2

Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

Danke an

– Crosby McCloy, you connected me

– Susanne Bürkle, 12 Pfoten für ein Halleluja

– Heriburg Lammers, mit vielen Grüßen von Grete Z.

– Ilke S. Prick, das ganz große Tandoori

– Und an Ilona Bubeck und Jim Baker, die den Kaiserschnitt wagten!

Kapitel 1

Wann ich Stella begegnet bin? Ich gebe es nicht gern zu, aber unmittelbar bevor mir das Glück zuteil wurde, der Frau mit den schönsten Schlüsselbeinknochen diesseits des Horizonts über den Weg zu laufen, verschwendete ich halb-verschlafene und dennoch kostbare Urlaubstage am Meer damit, über Igel nachzudenken. Gegen Igel ist eigentlich nichts einzuwenden. So stachelig sind sie, so unabhängig, so geschäftig und so gut gelaunt. Das genaue Gegenteil von mir damals. Ich beneidete sie.

Und warum? Nun, es war circa vier Monate, bevor ich vierzig wurde. Geburtstag feiern gehörte noch nie zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. Ich hasse es, im Mittelpunkt zu stehen. Und die Vorstellung von vierzig sich auf einer zuckrigen Torte zusammendrängenden Kerzen erzeugte in mir schon seit Wochen den Wunsch, mich zu einer hermetisch abriegelten Kugel zusammenzurollen. Doch sechsunddreißig Stunden, nachdem Stella lachend ihren Koffer ins Foyer des Hotels geschoben hatte – so lange sollte es immerhin dauern, bis ich wirklich mit ihr sprach –, war ich endlich aus meinem emotionalen Winterschlaf aufgeschreckt.

Mein Äquivalent dazu, als pieksende Kugel mucksmäuschenstill die Augen zuzukneifen, hatte darin bestanden, einen Tag nach Weihnachten allein nach Bournemouth zu fahren. Ich lebe in einer Kleinstadt im Norden Englands. Für Bournemouth sprach, dass ich dort in wohlthuender Anonymität planschen konnte. Die speckigen Zeigefinger, die an der Supermarktkasse in meine Richtung stachen und Mummie darüber informierten, dass da „meine Lehrerin“ stand, hatten begonnen – seit wann? –, mich wehrlos zu machen. Vor mir auf dem Warenband türmten sich Monatsbinden, Kloreiniger und eine Doppelpackung Hershey's Kisses.

Nur gut, dass ich den Scotch im Regal gelassen hatte. Mein Privatleben – reduzierte es sich wirklich auf die Ansammlung solcher Konsumgüter? – war den Augen des zahnspanigen Grundschülers und seiner Mutter schutzlos preisgegeben. Exponiert als öffentliche Person und lebenslänglich zu kultureller Vorbildfunktion verurteilt, waren mir einige Aspekte meiner Arbeit als Lehrerin inzwischen regelrecht verhasst.

Bournemouth bot Abwechslung. Niemand kannte mich hier. So sollte es auch bleiben. Ich entrollte mich zögernd aus meiner Igel-Kugel und dehnte meine langen, etwas knochigen Arme und Beine.

„Und? Wie willst du jemals wieder eine Freundin finden?“ Am Abend vor meiner Abreise stellte Veronica mit ruppiger Zärtlichkeit ein Glas Tomatensaft vor mich hin. Ich strich mir meine unkoordinierbaren Haare aus dem Gesicht; sie wirkten im Spiegel neuerdings lasch. Der Anblick erinnerte mich an eine ausgebleichte Medusa. Als ich sieben war, hatte mein Haar rotgolden in der Sonne geleuchtet wie das Fell eines Irish Setters. Ich probierte ein beschwichtigendes Lächeln.

„In unserem Alter ist das doch nicht mehr so wichtig. Ich habe doch euch.“

„Was?“ Veronica schnellte auf ihrem Sofa vor. Ich griff nach meinem Glas, um es vor ihrem Ellbogen zu schützen.

„Willst du dich mit neununddreißig etwa aufs Altenteil zurückziehen?“

„Altenteil?“ Ich senkte die Stimme. Im Flur telefonierte giggelnd Veronicas dreizehnjährige Tochter. Das war doch keine Atmosphäre für eine Unterhaltung zwischen zwei mittelalterlichen Frauen.

„Altenteil würde ich das nicht gerade nennen.“

„So? Wie denn dann?“ Veronica verengte ihre Augen zu schmalen Schlitzten. Sie sah aus wie ein verärgerter Adler.

Ich kniff den Mund zusammen und deutete mit dem Kopf in Richtung Flur. Ich hasste es, wenn mein Mund sich auf diese Weise zusammenzog. Davon bekam ich vermutlich Falten. Aber meine Mimik war immer lebhaft gewesen. Vielleicht musste ich mir das für den Rest meines Lebens – wie lange konnte das noch sein? – abgewöhnen.

Veronica winkte ab. Ella, sollte das heißen, interessierte sich nicht für die Gespräche ihrer alten Mutter.

„Ich meine doch nur“, flüsterte ich – die Unterhaltung war mir bereits von Herzen zuwider –, „wenn man älter ist, dann kann man die Dinge viel gelassener auf sich zukommen lassen.“

Wie wenig wusste ich doch damals über mich. Einer Frau in meiner Lage hätte ich auf einer Skala von eins bis zehn eine verächtliche minus siebzehn gegeben. Schließlich benahm ich mich genau wie diese Siebenjährigen, die sich in Schwimmbädern hoch oben auf dem schwingenden Sprungbrett aneinander klammern. Da runterspringen? Niemals! Ihre Haare, die sich feucht auf den Schulterblättern kringelten, sind fast wieder trocken, so lange zappeln sie schon drei Meter über dem Wasser herum. Achtmal haben sie sich probeweise die Nase zugehalten, doch dann schrecken sie quiekend wieder zurück. Nun, das Quieken ließ ich aus, doch auch ich schaffte es nicht, mich ins Tiefe fallen zu lassen. Ich hatte alles überstürzt. Und ich tat nichts. Diese Tendenz zu Widersprüchen in meinem Leben war in den letzten Jahren immer schlimmer geworden. Hätte ich geahnt, welche Ausmaße das anzunehmen vermochte, hätte ich mir vollends gewünscht, mich in einen Igel zu verwandeln. Ein Liebesleben war unter diesen Umständen sowieso nicht mehr möglich.

Keine lesbische Liebesgeschichte, die im Sea-Hotel in Bournemouth beginnt, ist einfach. Denn das Sea-Hotel ist ein Familienhotel. Allein reisende Lesben neigen nicht dazu,

an solchen Orten aufzutauchen, ausgeschlossen. Sollten sie es – gegen jede Wahrscheinlichkeit! – aber doch tun, dann bietet das den Vorteil, dass sie hier kaum übersehen werden. Andererseits erwartet keine Lesbe, dass eine andere ihr absonderliches Interesse teilt und sich ausgerechnet dort zwei Tage nach Neujahr eingräbt wie eine Wüstenspringmaus, wenn alle, die etwas auf sich halten, zu Hause eingekuschelt sind und Mince Pies knabbern oder an wirklich romantischen Plätzen wie dem Lake District traumhaften Sex in hübschen Gästezimmern haben. Vielleicht wäre hier eine Entschuldigung an Bournemouth und alle Lesben, die dort schon romantische Wochenenden verbracht haben, fällig.

Wenn aber doch eine andere Lesbe dort auftauchen sollte, folgt der Verblüffung gleich die Frage: Warum? Warum tut sie das? Hat sie gerade eine beleidigte Geliebte in der Candy Bar in Brighton hinter sich gelassen? Oder in einem hübschen Gästezimmer im Lake District? Oder – noch schlimmer – macht sie etwa eine Phase von Selbstmitleid durch? Genau wie ich, obwohl ich mich so bemühe vorzugeben, dass dem nicht so ist?

Und wenn es bei ihr so sein sollte: Warum finde ich sie trotzdem so unglaublich attraktiv?

Das Sea-Hotel liegt nicht weit vom Strand. Trotzdem kann man von dort nicht den kleinsten Blick aufs Meer erhaschen. Allerdings sieht man von keinem Hotel dieser Preisklasse in Bournemouth das Meer. Für diese Äußerung beabsichtige ich mich nicht zu entschuldigen, denn Stellas Gesicht magnetisiert mich in diesem frühen Stadium unserer Begegnung. Ich möchte sie einfach nur anschauen.

Es war ein Wintermorgen an der Dorset-Küste. Ich erinnere mich, wie sie den Füller zwischen ihren Zähnen hielt wie eine Zigarre. Ihre lachenden Lippen öffneten ihr Gesicht, statt es zu versiegeln, wie ich es bei so vielen anderen Frauen in den letzten Jahren gesehen hatte. Sie trug eine

Mütze in der Form eines Schneemanns, die sie tief in ihre runde Stirn gezogen hatte. Ich vermisste den Anblick ihres dicken, dunklen Haars, in das meine Hand sich hineinwühlen wollte. Ich war von der Vorstellung besessen, ihren Nacken am Haaransatz zu umfassen, während wir uns küssten. Die Mütze sah wirklich lächerlich aus, selbst ich, die ich in meiner Verzückerung bereit war, alles, ausnahmslos alles, an dieser Frau hinreißend zu finden, hätte das – wenn auch widerstrebend – zugegeben. In gewisser Weise bedeutete die Schrulligkeit der Mütze eine Erleichterung, weil mir meine Anbetung dieser Fremden in den wenigen etwas klareren Momenten geradezu unheimlich war. Der Mtzenschneemann wippte auf Stellas Kopf und freute sich über den imaginären Schnee, den außer ihm niemand sehen konnte. Sie nahm das blaue Ende des Füllers aus dem Mund und steckte ihn zurück in ihre Tasche, zu den Ansichtskarten, die sie eben an ihre Freundinnen geschrieben hatte. Dann erzählte sie mir davon, dass es in Deutschland nur rote Eichhörnchen gab. Solche wie die grauen hier hatte sie noch nie in ihrem Leben gesehen. Ihre Stimme hüpfte auf den mir bekannten Worten auf und ab wie eine Surferin auf einer Welle. Manchmal geriet sie ins Stocken, weil sie sich in einer ungelinken grammatischen Konstruktion verfangen hatte. Sie zog die schwarzen Augenbrauen zusammen und sah suchend auf das Meer, als ob von dort das Wort zu ihr heraufleuchten könnte.

Ein Sonnenfleck schimmerte für einen Moment auf dem wintergrauen Flgel der See. Meine Augen streichelten die Nacktheit von Stellas schlanken Fingern – zum Postkartenschreiben hatte sie die Handschuhe ausgezogen –, sie zog den Reißverschluss ihrer Tasche zu, und ich höre das banale Geräusch noch heute. Es war, als hätte ich eine Deutlichkeitsdroge genommen. Die Farbe der Wolken spiegelte sich in Stellas dunklen Augen, und das Meer ruhte in seiner

ganzen Größe schieferfarben auf der Glasplatte eines Mikroskops, das Gegenwart hieß. Ich wollte nichts weiter als den Wind in mir aufbewahren und mir vorstellen, wie sich die Härchen an Stellas Wange unter meinen Fingerspitzen anfühlen würden, wenn ich sie in der Nacht berührte, während die Straßenlaternen vor dem Hotel das Zimmer mit künstlichem Mondlicht fluteten. Hoch über uns segelten Möwen in ihrem entfernten Zuhause aus Licht. Ich konnte ihre roten Füßchen erkennen, die sie parallel ausgestreckt hatten. Stella schob ihre Tasche zwischen uns zurecht. Sie war noch immer fast eine Fremde für mich.

Zwei Abende zuvor hatte ich in der Lounge gesessen. Während ich eine weitere Ausgabe von *Hello* aufschlug, hörte ich ein Auto – vermutlich ein Taxi – mit puckerndem Dieselmotor vorfahren. Türen schlugen zu, und eine Kofferraumklappe knallte gegen die Gummierung. Lindsey, die Hotelbesitzerin, eilte in ihrer schwarzweiß gewürfelten Schürze durch die Lounge. Ein schwacher Geruch nach frischem Hefebrot hing in der Luft. Sie nickte mir flüchtig, aber mit der für sie typischen Wärme zu. Offensichtlich war der neue Gast eingetroffen, mit dem ich sie vorhin an der Rezeption hatte telefonieren hören. Ich stemmte meinen Rücken gegen die Lehne des Sessels und richtete mich auf.

Im Lauf der letzten Stunde war ich tiefer und tiefer in das Bermuda-Dreieck dieses Sessels hineingerutscht. Er war einer von mehreren grauen Ungetümen, die auf dem Perserteppich vor dem Kamin arrangiert waren. Die großohrigen Sessel ähnelten Elefanten aus einer David-Attenborough-Doku.

Im Kamin brannte kein Feuer. Neben an in der Halle klirrten die Räder eines rollbaren Koffers auf dem gefliesten Boden. Lindsey sagte etwas, das ich in der allgemeinen Unruhe nicht verstand. Ich zog die Beine an. Die Januarluft wehte unangenehm kalt durch die geöffnete Hoteltür her-

ein. Wenn es doch wenigstens geschneit hätte! Ein schwerer Gegenstand fiel zu Boden und eine Frau lachte. Sie schien sich über ihre eigene Tollpatschigkeit zu amüsieren. Ich drehte mich im Schutz des elefantenoehrigen Sessels und lauschte. Es spielte keine Rolle, dass ich mit meinem schief gelegten Kopf wie ein beschwipster Kanarienvogel aussah. Das japanische Pärchen hatte nach einer gewisperten Partie Scrabble den Raum verlassen, bevor sie für die Disconacht ins hippe Bournemouth aufbrachen. Mit über den Teppich schabenden Pantöffelchen war das Mädchen hinausgeschlendert, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Plötzlich wurde mir bewusst, warum ich die Ankunft des neuen Gastes so spannend fand.

Ich lauschte wieder. Nein, sie schien tatsächlich allein zu sein. Das Lachen hatte jetzt nachgelassen. Da waren nur ihre Stimme und die von Lindsey. Und da war noch etwas, ein Akzent? Ich beugte mich vor. Die Zeitschrift rutschte mir von den Knien. Was war das? Dänisch? Irgendetwas Skandinavisches? Die dunkle Stimme der Frau klang jetzt hektischer. Sie brach in der Mitte des Satzes ab. Lindsey gab beruhigende Laute von sich. Zu gern wäre ich aufgestanden und hätte – ganz beiläufig um die Ecke biegend – einen Blick auf den Neuankömmling geworfen. Ich schaute in den Spiegel neben dem Weihnachtsbäumchen. Bei meinem Anblick prallte ich zurück. Mein Haar stand völlig zerwühlt in die Höhe. Nachdem ich mir mit ungeduldigen Strichen über den Kopf gefahren war, wandte ich mich Richtung Halle.

Die Fremde kehrte mir den Rücken zu. Sie war so groß, dass Lindsey in ihrer Schürze wie ein mehlbestäubter Zwerg wirkte. Neben dem umgestürzten Trolley hatten sich Pfützen gebildet. Er weckte Assoziationen an einen Reisesarg für Dracula. Angeblich war der Vampir in Whitby im neunzehnten Jahrhundert an Land gegangen. Offenbar hatte ich die Eindrücke meines Aufenthaltes dort noch immer nicht

verarbeitet. Lindsey beugte sich über ihre Anmeldeformulare. War ich unsichtbar geworden? Doch dann drehte sich die Frau halb zu mir um. Vermutlich hatte sie gespürt, dass ich zu ihr herüberschaute. Sie wischte sich eine Lachträne aus dem Auge und lächelte mich an. Ich wollte unbedingt etwas zu ihr sagen, doch mein Kopf wusste nicht, was. Ich deutete auf die Pfütze neben dem Trolley und machte eine Bemerkung über das Wetter, eine Äußerung, die mein Bewusstsein sofort wieder verließ, ein kurzer, aber energisch um Aufmerksamkeit heischender Gast.

Die dunkelhaarige Frau – flüchtig nahm ich wahr, dass wir auf Augenhöhe miteinander sprachen, etwas, das ich immer angenehm finde – nickte und sagte halblaut etwas zu mir, das ich nicht verstand. Sie sprach schon wieder mit Lindsey, die ihr das Anmeldeformular hinschob, und zu schüchtern, um nachzufragen, verließ ich hastig die Rezeption. Die Treppe knarrte, als ich die im Schaukelstuhl schlafende Katze passierte.

Wieder musste ich darüber nachdenken, wie selten mir in den letzten Jahren allein reisende Frauen begegnet waren. Lesben fanden sich höchstens in großen Gruppen – oder in Paaren. Blieben Single-Frauen heutzutage zu Hause, anstatt zu verreisen? Vielleicht beschränkten sie sich ja darauf, Freunde zu besuchen, oder sie reisten in einer Gruppe – natürlich in der Hoffnung, im Urlaub wieder zu einem Paar zu werden?

Ich drehte den Schlüssel meiner Zimmertür herum und streckte mich auf einem der beiden Betten aus. Gibt es etwas Deprimierenderes als den Anblick zweier Betten, wenn man nur eines braucht? Sollte mir da schon wieder ein Spiegel vorgehalten werden, dass ich inkomplett, unvollständig war?

Jackie wäre da ganz anderer Ansicht gewesen. In den vielen Jahren unserer Freundschaft hatte sie ihre sexuellen Präfe-

renzen mehr als einmal gewechselt. Jedes Mal verteidigte sie ihre Wahl mit Eloquenz. Seit neuestem hatte sie das Zölibat für sich entdeckt. „Das reinigt! Kein überflüssiger Ballast mehr von unerfüllbaren Wünschen!“ Sie hatte mir – per SMS – zu meiner Singlereise gratuliert. Sie konnte nicht wegfahren und behauptete, mich zu beneiden. Als Mitarbeiterin einer Software-Firma mit Neunzigstundenwochen blieb ihr wohl nichts anderes übrig als das Zölibat. Unser Kontakt beschränkte sich auf Telefonate, SMS-Botschaften und E-Mails. Mit fünfzehn hatten wir eine morbide Verehrung für Leonard Cohen geteilt, jetzt war sie zu einer virtuellen Gefährtin geworden, die ich am ehesten im Cyberspace treffen konnte. Mit ihrem schlanken Körper wirkte sie keinen Tag älter als vierunddreißig. Neben ihr sah ich aus wie ein Eselchen. Jackie protestierte. „Du hast doch Klasse!“ Manchmal war es mir peinlich, wie sie sich ausdrückte. „Du siehst interessant aus! Wie eine dieser Frauen aus den Fünfzigern, weißt du, die mit den Caprihosen und den um die Schultern gelegten Strickwestchen. Und die Sommersprossen auf deinen Armen findet doch jede süß.“ Ich zog es vor, nicht zu erwähnen, dass Veronica diese Sommersprossen vor kurzem für Altersflecken gehalten und mir ungefragt erzählt hatte, was ihre Mutter dagegen tat.

Das Zölibat reizte mich nach dem Zwischenfall in der Lobby weniger denn je. Stattdessen sah ich mich selbst, wie ich dem neuen Gast den schnellsten Weg runter zum Boscombe-Pier zeigte. Schwierig zu finden war der allerdings nicht: Man musste nur die Straße überqueren und dem Weg zur Seafront folgen, aber egal. Ich hatte es genossen, mir am Morgen die Lungen mit Seeluft zu füllen. Wenn man den Pier vom Strand aus sah, war er nur eine Konstruktion von herzzerreißender Hässlichkeit. Mit den zerbrochenen Fenstern und dem abblättrenden Anstrich wirkte er wie eine Industriearbeit. Aber wenn man auf dem Pier stand, war das alles

vergessen. Die braune Reling, die sich sanft in die Hände schmiegte, bildete eine Linie gegen das Graublau der See. Die Sonne hüllte die Strandhütten in pudriges Licht. Nur die weißen Türme der Hochhäuser, die ich für ein Seebad völlig unpassend fand, störten das Bild.

Ich verschränkte die Arme auf dem geblühten Bettüberwurf. Sollte ich Veronica anrufen und sie um Rat bitten, wie ich die Fremde kennen lernen könnte? Aber wenn ich die Haarfarbe der Frau erwähnte, würde Veronica nur ihr Schnauben ausstoßen. Es klang wie das zufriedene Prusten eines Königstigers, war aber dem Ärger gewidmet. Veronica und Jackie bezichtigten mich, dass ich bei dunkelhaarigen Frauen sofort kopflos werde. Doch als ich mit einer blonden Mathematiklehrerin liiert war, die sich nicht outen wollte, hörten die beiden sich geduldig meine Klagen an.

Ich klopfte mir mein Kopfkissen zurecht. Heute Abend blieb mir nichts anderes übrig, als den Roman über das Rhinoceros in Yorkshire auszulesen. Der Plot war entsetzlich langweilig, und ich nutzte das Buch als Beruhigungsspiel, wenn ich im Fernsehen keine Gartensendungen oder den Hausdokter finden konnte. Morgen Abend würde es anders sein, das spürte ich. Ich legte mir ein inneres Bild von der Fremden unter mein Kopfkissen und schlief hoffnungsvoll ein.